

Passion in Bern [Fortsetzung]

Autor(en): **Laedrach, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **29 (1939)**

Heft 11

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-638044>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

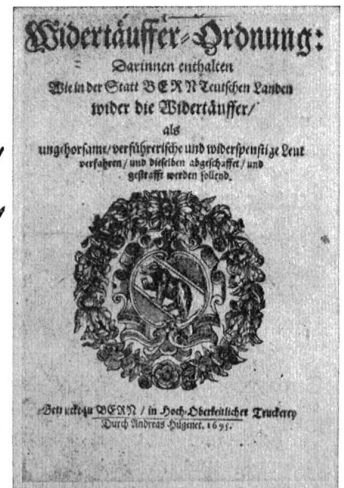


Passion in Bern

Ein Täuferroman

von

Walter Laedrach



Copyright 1938, Eugen Rentsch-Verlag, Erlenbach

9

„Du gehörtest also auch ins Loch, denn du läufst auch noch herum; aber dem kann man gut abhelfen. Sofort umgekehrt und zugegriffen, zieh den Karren den Berg hinauf, die alte Heze muß ein neues Rößlein haben!“

„Fällt mir nicht ein!“ brauste der Metzger auf.

„Pakt ihn“, befahl der Profosß, „entweder zieht er gutwillig, oder wir bringen ihn auf dem gleichen Karren in den Turm wegen Aufreizung und Widerstand gegen die Polizei. Dahinten kommt auch gleich der Landvogt.“

Jetzt erschraf der Mann und griff zu.

„Was war da los?“, fragte der Herr Mutach.

„Wir haben einen Vorspann angestellt, der über die Regierung schimpft; oben am Berg kann er wieder gehen, wenn er bis dahin das Maul hält!“

Der Landvogt schaute den Mann an. „Ist das nicht der Metzger Balmer neben dem ‚Schlüssel‘“, dachte er, der meiner Frau immer das Fleisch einen Baken zu teuer verkauft hat? Dem tut es ganz gut!“

„Ihr Racker“, wandte er sich zum Profossen, „Ihr wißt es Euch immer bequem zu machen, also vorwärts.“

Schweigend ging es den Berg hinauf; auf der Höhe hielten sie an.

„Lauf jetzt“, deutete der Profosß dem Metzger, der sich den Schweiß abwischte, „und hänge dein wüstes Maul nicht mehr an Amtspersonen.“

Mit bösem Blick verzog sich der Entlassene in ein Feldweglein, um dem zurückgebliebenen Landvogt nicht wieder zu begegnen.

Beim Burgernziel vor der Stadt Bern, dort wo der Weg vom Schloß Wittigkofen einmündet, sah der Amtmann von ferne einen Reiter, der von einem Morgenritt zurückkehrte.

„Wahrhaftig, der Schultheiß selber“, sagte Herr Mutach, und wartete, um zu grüßen.

„Ihr seid früh aufgestanden, offenbar früher als ich, was führt Euch so zeitig nach Bern herein?“

„Amtsgeschäfte, Herr Schultheiß, ein Täufertransport; vor einem Augenblick hättet Ihr ihn noch gesehen, er schwenkte eben dort vorne um die Ecke.“

„Gut, daß Ihr das Ungeziefer endlich aus dem Emmental hinaustreibt, habt Ihr aber auch alles erwischt?“

„Es wird mir schwer, auf diesen Ton einzutreten, Herr Schultheiß. Dort vorne ist eine Frau dabei, die ihr Leben lang eine gute Hausmutter war, und ihre Familie ist jetzt im Elend; ich weiß nicht, ob es recht ist, die Leute unglücklich zu machen.“

Der Schultheiß schaute erkaunt und spöttisch auf den Landvogt.

„Ob es recht ist? Das könnt Ihr fragen, nachdem es von Schultheiß und Rat befohlen ist, die verstorbenen Täufer herzubringen. Recht ist, was der Rat beschlossen hat und was dem Lande nützt, mag es auch einen einzelnen störrischen und lez-köpftigen Untertan hart treffen.“

„Vielleicht ist es recht; aber gerecht ist es nicht, und wenn die Gerechtigkeit verloren geht, so freut es mich nicht mehr zu leben.“

„Nun, Herr Landvogt, Ihr seid als ein Philosoph bekannt; aber Ihr werdet Eure Maximen dem geltenden Rechte anpassen müssen und tut es auch, sonst wäret Ihr ja nicht mit diesem Transporte da. Es wird nicht das erftermal sein, daß Ihr das gute Herz hinter die Staatsräson zurücktreten lassen müßt!“

„Freilich nicht, das wird ein Amtmann oft genug erleben; aber mit einem so schlechten Gewissen wie heute habe ich die Regierungsaufträge noch nie ausgeführt.“

Der Schultheiß lachte laut auf. „Schlechtes Gewissen?“ fragte er. „Was ist ein schlechtes Gewissen und was ist ein gutes Gewissen? Das will ich Euch jetzt haargenau sagen: Ein gutes Gewissen haben, heißt gesund sein, und ein schlechtes Gewissen haben, heißt krank sein!“

Wenn ich zu Pferd sitze und mit leichtem Schenkeldruck den Gaul nach meinem Willen leite, dann habe ich ein gutes Gewissen, dann kann ich auch arbeiten für unsern Staat; aber wenn ich daheim im Bett läge und krank wäre und nichts tun könnte, dann hätte ich mit Recht ein schlechtes Gewissen, dann wäre ich wertlos und nützte nichts.

Und nun seid Ihr schon vier Stunden zu Pferd im Dienste des Staatswohles und habt ein schlechtes Gewissen, Ihr werdet mir doch nicht krank?

Nein, wer mithilft, daß unser Staat gesundet, wer die schwärende Wunde der Täufererei austrakt, daß unser Land sich kräftigt, und daß es gefestigt dasteht, wenn wir nächstens mit dem Feind abrechnen, wer weiß, wie bald dies sein muß, der braucht kein schlechtes Gewissen zu haben!

Glaubt Ihr“, und er wies mit der festen Hand auf die hochgetürmte Stadt, die auf dem Narefelsen drüben in der Morgensonne strahlte, „glaubt Ihr, unser Bern wäre geworden, was es ist, wenn unsere Vorfahren solche ängstliche Rücksichten gekannt hätten?“

Wer sich der aufstrebenden Stadt in den Weg stellte, der wurde bei Laupen vernichtet; die Oberländer, die die neue Lehre nicht annehmen wollten, die zwang man bei Interlaken; und nun die Täufer?“ Der Schultheiß lächelte, „wenn sie sich uns in einer Feldschlacht offen zur Wehr stellten, so wäret Ihr der erste, der den Kampf aufnahm und gerecht fände.“

Jetzt aber, da sie im geheimen schaden, sollten wir sie nicht scharf anpacken und ihr Gift an unsern Mauern und Toren fressen lassen"; er wies auf das mächtige Untertor, das vor ihnen aufstauete, „ich würde mich vor mir selber schämen, wenn ich die Stadt nicht von diesem und hoffentlich noch vor einem andern Feind befreite, und“, er sah den Landvogt scharf an, „ich weiß es, Ihr auch! Und jetzt macht mir die Freude, und kommt um elf Uhr zu mir zum Mittagessen.“

„Ich danke, Herr Schultheiß, die Einladung nehme ich gerne an, auf Wiedersehen.“

Damit verabschiedete er sich von seinem hohen Begleiter, dessen Worte zum Nachdenken zwangen.

Auf der Wache am untern Tore vernahm er, daß er seinen Transport im Infirmitätspital abzugeben habe. Dort würden die Leute untersucht, die Kranken behalten, die Gesunden in den verschiedenen Türmen untergebracht, wo gerade Platz sei, viel freier Raum sei nicht; denn neben zahlreichen Landstreichern hätte es auch schon viele Täufer da, und im Waisenhaus, wo man diese früher einquartierte, hausten jetzt vertriebene Hugenotten.

Der Herr Mutach war froh, als er seine Gefangenen hinter dem Insektor verjagt hatte. Die Fahrt gehörte zum Unangenehmsten, was er bis jetzt erlebte. Auf dem Lande draußen beschimpften die Leute die Polizei; nicht alle wagten, ihrem Widerwillen Worte zu geben wie jener Mehger, aber hinter Türen und Fenstern ballten sich die Fäuste.

In der Stadt dagegen wehte ein anderer Wind. Die Gasenbuben zogen hinter dem Karren her und höhnten die lahme Frau aus.

„Alte Täuferher“, schrien sie im Chor, „nimm uns, wenn du kannst!“

O, er hatte Mühe gehabt, die grausame Jugend fortzujagen! Jetzt war er endlich frei, das nächstemal würde er den Landtschreiber schicken!

Er traf zur rechten Zeit im Hause des Schultheißen ein und wurde dort aufs freundlichste empfangen.

„Meine Tochter, die Frau Generalfeldmarschallin von Erlach“, stellte der Schultheiß voller Stolz vor.

„Sie wird sich freuen, einmal einen andern Gesellschafter zu haben als den langweiligen Großvater, der bloß von Politik zu sprechen weiß oder sich ausschweigt.“

„Da kommt sie heute vom Regen in die Traufe, denn ich muß gestehen, die öffentlichen Dinge des Staates interessieren auch mich am meisten. Doch wird man in Eurer angenehmen Gesellschaft die ernstesten Staatsfachen vergessen“, complimentierte der Landvogt, „und sich freuen an der huldvollen Sonne Eures Blickes!“

Habt Ihr übrigens gute Nachrichten von Eurem Herrn General?“, erkundigte er sich, als er die Frau von Erlach zum Tische geleitete, der zu Ehren des Gastes festlich gedeckt war.

„Ich danke, seit er die Landvogtei Narwangen übernommen hat, will ich nicht mehr klagen, da ist er wenigstens der Kriegsgefahr meistens entzogen; doch zu Hause ist er trotzdem selten.“

Gerade jetzt trifft er die Vorbereitungen zu einer Reise nach Wien. Er hat dem Kriegsrat wichtige Nachrichten zu bringen vom Stand der Armee am Oberrhein, denn trotz der Landvogtei hat er den kaiserlichen Dienst nicht ganz aufgegeben.

Der Krieg wird aber wohl bald zu Ende gehen; es steht schlimm für die Franzosen im Elsaß und in Italien.“

Sie erzählte unbesungen, was sie von ihrem Gemahle gehört hatte, und der Schultheiß dachte: Es ist gut, daß sie nicht alles weiß, sie wäre imstande, zu sagen, daß der General nach Wien geht, um zu schauen, wann wir los schlagen dürfen, wann Wien vom Kriege so genug hat, daß auch wir die Abrechnung mit den Katholiken wagen dürfen, ohne daß ihnen der Kaiser Hilfe bringt.

Es wird aber Zeit, von etwas anderem zu sprechen, der Herr Mutach wäre schlau genug, den Braten zu riechen, bevor er gewürzt ist!

„Hat sich der Christ in Euch jetzt ausgesöhnt mit dem Politiker?“, fragte er deshalb unvermittelt.

„Noch nicht ganz“, gestand jener. „Eure Annahme, die Täufer könnten sich zu offenem Widerstande zusammenschließen, ist nämlich eine Unmöglichkeit; Täufer, die rebellieren, sind undenkbar.“

„Ich weiß“, gestand der Schultheiß; „aber ebenso unmöglich ist ein Landvogt, der nicht politisch denkt, will heißen, den Christen vor den Politiker stellt.“

Politik ist die Kunst, den Staat zu erhalten und nach innen und außen auszubauen, meinetwegen auch noch für das Wohlergehen der Untertanen zu sorgen.

Das wird keinem Politiker gelingen ohne Zwang und List, und manche Ungerechtigkeit mag da mitlaufen.

Es wird keinem Patrizier einfallen zu behaupten, im Bauernkrieg sei alles gerecht zugegangen; aber wo wäre unser Staat, wenn unsere Vorfahren nicht die Gewalt und die Macht gegen die Bauern gebraucht hätten? Glaubt mir, wenn die Bauernregierung aufgekommen wäre, so hätte unser Nachbar, der allchristliche König Ludwig XIV. das Bernbiet oder doch wenigstens Neuenburg schon lange eingefackt, und unsere Kornfelder wären heute blutig vom Krieg der fremden Armeen, die außerhalb unserer Grenzen stehen!

Warum stehen sie aber noch draußen? Nur, weil wir unchristlich politisierten!

Ich verzichte auch für mich einmal auf das Lob, ein guter Christ gewesen zu sein. Mag meinethalben mein Pächter auf dem Wilhof oder meine Haushälterin diesen Ehrgeiz haben, ich bin sehr einverstanden, sie sorgen vielleicht um so besser für meine Kasse.

Doch wie nütze ich dem Staate mehr, als Christ oder als Politiker? Ich wäre glücklich, wenn der Herr Dekan in meiner Grabrede mit gutem Gewissen sagen darf: Er war ein Staatsmann!“

„Einverstanden, vollständig einverstanden“, stimmte der Landvogt zu. „Man hat nur Mühe, sich in diesen Gedankengängen zu bewegen. Von Jugend auf hört man's eben anders. Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, und liebet eure Feinde, und du sollst nicht töten; das wird alle Sonntage in allen Kirchen gepredigt.“

„Da haben wir's“, lachte der Schultheiß, „ich weiß wohl, unsere Schwarzkügel!“

Ihr Einfluß ist viel zu groß, das wird mir immer deutlicher. Es wird dazu kommen, daß der Staat sich von ihnen trennen muß. Jedenfalls darf er sich nicht nach ihnen richten, wenn er sich nicht selbst aufgeben will.

Wie sagtet Ihr vorhin? Liebet eure Feinde?

Für den Staat kann das unmöglich gelten; er muß Grenzen aufrichten und sie verteidigen und keinen Feind hereinflassen, sonst haben wir das Chaos. Aber hinter der Grenze soll der Pfarrer meinetwegen predigen: Liebet eure Feinde, daß zwei feindliche Nachbarn einander nicht umbringen, sondern brüderlich an die Grenze stehen!

Und weil der Staat eine Notwendigkeit ist, auch für den Christen, sogar für den Täufer, dürfen weder Christ noch Täufer den Staat verneinen; sie genießen auch alle Vorteile des Staates, und Paulus sagt nicht umsonst:

Seid untertan der Obrigkeit, und das Schwert muß sein wegen der Sünde.

Und weil die Täufer, jetzt sind wir schon wieder bei ihnen, den Staat negieren, so müssen sie eben weichen, auch wenn der Herr Mutach Mitleid mit ihnen hat.

Doch was würdet Ihr eher vermissen, die Täufer oder den Staat?“

„Keine Frage, Herr Schultheiß, ich werde doch nicht das Haus anzünden, in dem ich wohne!“

„Nun gut, und weil es so ist, was sagt Ihr zu diesem Plan?

Der Herr Ritter an der Kramgasse, der sein großes Spe-
zereigeschäft ständig vergrößert, hat im Sinn, nach Karolina zu
reisen und dort neue Verbindungen anzuknüpfen.

Wie wäre es, wenn man ihm alle gefangenen Täufer mit-
gäbe? Dort drüben könnten sie glauben, was sie wollten. Es
soll ja lauter verdrehtes Volk dort drüben haben.

Dort könnten sie in den Plantagen arbeiten, das verstehen
sie gut, und wir sind ihrer auf anständige Art losgeworden.

Stellen wir sie nur wie bisher an die Grenze, so sind sie
nach vier Wochen wieder daheim, wie wir aus alter Erfahrung
wissen.“

„Ausgezeichnet, Herr Schultheiß, nur sollte man sie be-
stimmen können, daß sie freiwillig gingen!“

„Da könntet Ihr ebensogut den Mäusen das Versprechen
abnehmen, aus dem Bernbiet auszuziehen, sonst müßtet Ihr
die Ragen auf sie loslassen!“

„Wie weit ist der Plan schon gediehen?“

„Alles ist noch in den Anfängen, doch hat der englische Ge-
sandte schon den Auftrag, seiner Majestät, dem König von Eng-
land darüber zu berichten. Kein Zweifel, daß er den Zuzug der
Landarbeiter nicht ungerne sieht.“

„Herr Willading, Ihr überrascht immer wieder durch Ideen,
die, wie soll ich sagen, in höchstem Maße staatsklug sind!“

„Es freut mich, Euer Einverständnis zu hören, Herr Mut-
ach; freundige Zustimmung ist der schönste Lohn für einen Po-
litiker!“

Von den nach Bern gebrachten Täufeln blieb nur die lahme
Frau in der Insel; die andern Frauen wurden in der stillen
Mittagsstunde, als sich niemand auf den Straßen zeigte, in den
Räfigturm hinüber gebracht, die Männer ins Narbergertor.

Dort ließ man sie allein, Tag für Tag, wochenlang. Der
August verging, der Herbstmonat kam, es wehte schon kühl zu
den Turmfenstern herein, der Himmel verlor die dunkle Bläue
und wurde weiß.

Frau Anna und ihre Gefährtin, die engbrüstige Näherin,
hatten seit ihrer Einlieferung noch keinen Menschen gesehen als
den Wärter, der alle Tage einmal frisches Wasser und altes
Brot brachte.

„Gibt es nie eine warme Milchsuppe?“, fragte Frau Anna
an einem kalten Herbstmorgen mit bittenden Augen.

„Das ist gut genug für die Leßköpfe“, knurrte der Wärter,
und stellte den Wasserkrug hinein.

Tag um Tag verstrich, sie waren lebendig begraben mitten
im warmen Leben der großen Stadt, das vom frühen Morgen
bis zum Torfschluß am hohen und festen Turm herauf brandete;
aber sie hatten keinen Teil daran.

Das einzige, was sie noch von der Außenwelt vernahmen,
waren die Glockenschläge, mit denen die enteilende Zeit ge-
messen wurde, und das Geläute, das Morgen, Mittag und
Feierabend, Laufen, Begräbnisse und Gottesdienste angab.

Bei allen diesen Glockenklängen dachten die Gefangenen
anfänglich, was wohl ihre Leute zu Hause täten; aber ihr frühe-
res Leben versank täglich in immer weiterer Ferne.

Frau Anna schaute nur noch vorwärts nach den goldenen
Gassen der ewigen Stadt, die auf sie warteten. Die Gesänge
ihres Gesangbuches — lag es wohl noch immer im geheimen
Gemach neben der Kerze? — wurden ihr täglich lieber und ver-
trauter, und der Halt, der sie auch in der größten Not der
kältesten Nacht nicht versinken ließ.

Immer deutlicher wußte sie, daß sie hier nur eine letzte
Läuterung durchmache, um hernach hinaufzugehen in das himm-
lische Jerusalem. Darum betete sie:

So laß uns fleißig sein mit Beten und mit Wachen,
Zur Himmelsfreud aus dieser Pein entgehn dem

Höllentrachen,

Und naben uns zu Gott allein, der speis uns wie die

Engel sein,

Woll ihnen uns gleich machen!

Mit Freuden merkte sie, wie ihr die Kleider zu groß wur-
den, die Hände feiner und länger, der Hals und die Arme
dünner, wie sie, unbeschwerter von ihres Leibes Last, ihrer letz-
ten Reise wohl nimmer ferne war.

Eins Tages aber hieß es: Herunterkommen in die Wacht-
stube. Zum erstenmal nach langen Wochen sah sie auf der
Treppe das helle Tageslicht. Sie hielt die Hände vor die Augen,
sie war wie geblendet. Was wollte man von ihr? Bedeutete
der Ruf etwas Böses oder etwas Gutes? Sie dachte nach.

Etwas Böses konnte ihr nicht geschehen; erlitt sie nicht schon
seit Wochen die strengste Gefangenschaft und war doch in der
Hand des Herrn? Und eine Veränderung konnte doch nicht
schlimmer werden! Freudig und mit erdentrücktem Blick trat sie
in die Wachtstube unten im Turm. Der Wärter schloß sie ein.
Es ging nicht lange, so knarrte der Riegel wieder, und ein
Pfarrer trat ein, ein würdiger, alter Herr, es war der Dekan
Bachmann selbst.

Die Augen liefen ihm über, als er ihren dünnen, grauen
Körper in dem viel zu großen Kleide sah, als er sah, welcher
überirdische Glanz aus ihren tiefstliegenden Augen leuchtete, die
strahlten in der Gewißheit des ewigen Lebens der Muser-
wählten.

„Frau Anna Flückiger?“ fragte der Dekan.

Frau Anna sah verwundert auf; hatte sie noch einen indi-
schen Namen? „Ja“, sagte sie endlich erwachend.

„Frau Anna, ich weiß, ich sehe es Euch an, daß ich Euch
kein größeres Glück bringen kann, als Gottes Wort Euch schon
gebracht hat. Aber wollt Ihr nicht zurückkehren in unsere Lan-
deskirche; die Rückkehr vereinigt Euch zugleich mit Euren An-
gehörigen, die zu Hause Euch schmerzlich vermissen.“

„Soll ich jetzt der Gemeinschaft der Taufgesinnten noch un-
treu werden, der Gemeinde meines Vaters?“ sagte sie langsam
und nachdenklich, „jetzt, da ich bald vor Gottes Schemel knien
werde.“

Wenn die hohe Obrigkeit mich noch einmal zu meinen Lie-
ben lassen will, so soll Gott es ihr lohnen.“

„Ihr könnt sie sehen, wenn Ihr von Eurer falschen Lehre
lassen wollt und in unsere Kirche eintretet.“

Frau Anna dachte lange nach.

„Was ist für ein Unterschied zwischen Eurer und unserer
Lehre?“ fragte sie endlich, „der Unterschied ist wohl nicht sehr
groß?“

Freudenvoll stimmte der Dekan bei: „Im Fundament ist die
Eure der Unfrigen gleich, deshalb sollte es Euch umso leichter
sein, den Schritt zu tun.“

Aber jetzt verschloß Frau Anna die Augen. „Ich kann
nicht“, hauchte sie. „Der Unterschied ist nicht in der Lehre, aber
in der Gemeinde. Nimmer kann ich der Gemeinschaft untreu
werden und sie verlassen, die mich in Gottes Nähe geführt hat,
und dafür in die Kirche der Welt hinüber treten.“

„Auch dann nicht, wenn Ihr auf ewig im Kerker bleiben
müßt oder aus dem Lande gewiesen werdet?“

„Auch dann nicht, denn die letzte Reise steht mir nahe be-
vor.“

„Dann lebt wohl, Frau Anna, wir wollen noch zusammen
beten.“

Er faltete die Hände und wollte angesichts ihrer glückseligen
Augen den dreißigsten Psalm beginnen: „Der Herr ist
mein Hirte, mir wird nichts mangeln“, doch mit schrecklicher
Klarheit schien ihm dies bei seiner Stellung als Diener des
Staates eine Blasphemie zu sein, und geistesgegenwärtig betete
er das Vaterunser, andächtig, wie vorher nie beim feierlichen
Gottesdienste im Münster.

In der Spinnstube in Bern.

„Es wird kalt, es geht schon bald dem Winter entgegen“,
sagte der Hauptmann der Stadtwache zum Präsidenten der
Täuferkammer, den er vor dem Württembergerteller begegnete,
und wir haben die Türme noch voller Täufer. Wann gehen die
eigentlich nach Karolina?“

„Wenn ich es nur selber wüßte“, seufzte der Herr von Dießbach. „Die Unterhandlungen mit England wollen nicht vom Fleck. Ich will froh sein, wenn wir sie nächstes Jahr abschicken können.“

„Dann müssen sie aus den Türmen herunter, wenn wir sie nicht steif gefrieren lassen wollen! Die Holländer würden uns in der ganzen Welt verbrüllen, Ihr wißt doch, daß der Gesandte der Generalstaaten seit vierzehn Tagen in unserer Stadt ist?“

„Tausendfapperment, nein, das habe ich nicht gewußt, ich war in Burier in meinen Reben und bin erst vorgestern heimgekommen.“

Jetzt heißt es aber sofort drauflos!

Schon seit fünfzig Jahren haben die verdammten Holländer uns dreingeredet, wenn wir die Wiedertäufer hinauswarfen, und allemal, wenn wir fester zugriffen, kamen ihre widerlichen Schreiben, bald von der Regierung, bald von den Städten Amsterdäm und Rotterdam, bald nur von den holländischen Täufergemeinden. Die hat man nicht schwer genommen; aber auf die Schreiben der Städte und gar der Regierung mußte man doch antworten, da alles Marewasser nach Holland fließt und wir kein Schiff ans Meer bringen, das nicht bei den Tabakhändlern durch muß.

Und jetzt sei sogar ein Gesandter da, sagt Ihr? Wie heißt er denn, und wo wohnt er?“

„Es ist ein Sekretarius Johann Ludwig Kunkel, beglaubigter Gesandter der Generalstaaten, er logiert, soviel ich weiß, noch im ‚Falken‘ und erkundigt sich Tag und Nacht nach den gefangenen Täufern.“

„Dann ist es höchste Zeit, daß wir sie herunternehmen, ich möchte nicht, daß seine Berichte dem Bündnis schaden, das der Herr Willading mit den Herren Generalstaaten abschließen will!“

Aber wohin mit den Leuten, und wieviele sind es eigentlich?“

„Zwischen fünfzig und sechzig werden es wohl sein. Tun wir dreißig in die Insel und dreißig in das obere Spital. Man sperrt sie eng zusammen, dann bringen wir sie hinein. Die Männer könnten Wolle waschen und karden, die Frauen sollen spinnen; man muß ihnen Arbeit geben, das bringt sie auf gute Gedanken!“

„Das wird das beste sein, ich werde in den Spitalern Platz verlangen. Ein paar verschließbare Stuben werden sie uns räumen müssen; und wenn die Querköpfe im Hofe Wolle waschen, so stellt eine Wache auf, daß niemand fortläuft. Die Männer sind doch in Ketten?“

„Selbstverständlich, ohne die wagte ich sie nicht einmal in den Türmen zu lassen.“

„Gut, nehmt sie diese Nacht herunter, daß nicht die ganze Stadt dem Umzug zuschaut.“

Das gab eine unruhige Nacht in den Türmen Berns; da knarrten die Riegel und klirrten die Ketten, und bei Fackellicht stiegen die Gefangenen in die schauerliche Finsternis hinunter, vom Dittlingerturm, von der Wyberkesi in der alten Ringmauer, aus dem Turm bei der alten Strecti im Marzili, aus dem neuen Marzilitorturm, dem Golatenmattgastor, dem Turm bei der Kofschwemme, dem Christoffel, dem Käfigturm und dem Zeitglocken.

Trüpplein um Trüpplein wurde in die rauhe Spätherbstnacht hinaus gestellt. Wer nicht schon an Ketten war, bekam sie jetzt, daß er nicht davonlaufe.

Waren auch die Stadttore alle schwer verschlossen, so wußte man doch nicht, wo ein offener Ausgang einen geflohenen Täufer gastlich aufnahm und dem Auge der Obrigkeit entzog.

Und Trüpplein um Trüpplein wurde gegen die Insel oder das obere Spital geschafft. Die Täufer kamen aus dem Staunen nicht heraus. „Du bist auch da?“, sagte Peter Hertig voll Bewunderung zu mehr als einem Bekannten, den er einst in den geheimen Versammlungen kennen gelernt hatte.

„Und da ist ja die Schwester Anna, hätt' dich nicht wieder erkannt“, sagte der Vater Lüthi von der Neuegg, „weißt du nichts vom Lehrer Zedi?“

„Maul zu“, geboten die Stadtsoldaten, „wer das Leben lieb hat.“

Jetzt ging es der Insel zu. Die Frauen kamen alle in eine große Stube, die Männer wurden in einigen Hofräumen untergebracht.

„Gottlob und Dank, da hat es Decken“, sagte Frau Anna.

„Und da sind ja Fenster, wird es wohl morgen früh hell in dieser Stube?“

Die Frauen schliefen nicht in dieser Nacht.

Hier flüsterte eine mit der andern, dort erzählte eine Täuferin der wiedergefundenen Schwester von ihren Erlebnissen; alles ohne Klage, nur hie und da mit leisem Seufzen, wenn von den Daheimgebliebenen gesprochen wurde.

Langsam wurde es Morgen. „Man kann hinaussehen, wie wird das hell vor den Augen“, sagte Frau Anna. „Schauet doch auch, ein Baum und ein Brunnen da unten im Hof; kein Blatt hängt mehr an den Ästen, und war doch alles grün, als wir kamen.“

„Gibt's hier am Ende auch bessere Kost als im Turm?“, erkundigte sich die Luzia.

Die Antwort darauf gab ein Wärter, der Wasser und Brot in die große Kammer stellte; daran hatte sich nichts geändert.

Aber etwas änderte doch. Im Laufe des Vormittags erschien ein Hausknecht mit Spinnrädern, für jede Schwester eines, die vor die vergitterten Fenster gestellt wurden. Dann brachte er Wollensäcke, soviele ihrer herein mochten, und im langen Gang vor der Kammer wurden noch weitere aufgeschichtet.

„Da können wir noch lange bleiben, bis das alles gesponnen ist“, klagte die Berena Rupp.

„Lieber hier, als in der kalten Ringmauer“, gestand die Elisabeth Friedenruch. „Das ist auch meine Meinung“, stimmte Frau Anna bei. Die Luzia Wymann schaute sie scharf an. „Wie bist du aus den Kleidern gefallen“, sagte sie endlich, „ich will um Nähzeug bitten und nehme dir die Nähte ein, dann hast du sicher auch wärmer!“

Ehe es Mittag war, lebten die Täuferinnen an der Arbeit neu auf. Die Spinnrocken standen, die Räder drehten sich, und mit ihnen zog ein Hauch von Wohllichkeit in den kalten Raum, freilich auch eine Welle von Heimweh über die eingefallenen Gesichter.

Die Schneiderin hatte Faden und Nadel und Schere bekommen und nestelte an den Kleidern ihrer Gefährtinnen.

Plötzlich steckte der Spitalverwalter den Kopf in die Spinnstube hinein; aber auch bald wieder heraus.

„Ja“, sagte er zum Spitalschreiber Jenner, „da haben wir eine schöne Bescherung bekommen, es mußte alles wieder einmal viel zu rasch gehen! Aber jetzt müssen die Weiber ins Bad und andere Wäsche bekommen, sonst will nachher kein Mensch das Garn, und schuld sein müssen wir. Machtet, daß von morgen an eine nach der andern baden kann; wenn's nicht Winter wär, ich schickte sie alle zusammen in die Kofschwemme!“

Nach und nach ging's am neuen Ort im geregelten Gang. Waren die Schwestern früher fast zugrunde gegangen vor Langzeit, so erstickten sie hier jetzt fast in der Arbeit.

Von vier Uhr morgens bis acht Uhr abends gab es keine Pause, die Spinnräder schnurrten ohne Unterbruch; nur während des Mittagläutens gab es einen Augenblick Zeit, die steifen Glieder zu strecken. Ein Mittagessen gab es freilich nicht, das harte Brot wurde den Tag über zu der Arbeit gekaut, wann jede am besten mochte, und das kalte Wasser wurde in kleinen Schlücklein dazu getrunken, ein Laubenschlag hätte kaum viel weniger gebraucht.

Da erschien eines Tages ein fremder Herr.

Fortsetzung folgt.